

HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ

GANG DURCH EIN MINENFELD?

Christinnen und Feminismus

Horizonte, heute

Die Frauenfrage spielt sich heute weithin im areligiösen Feld ab, fernab von irgendwelchen christlichen Vorgaben. Oder, falls sich die Theorie auf die Vergangenheit einläßt und auf deren jüdisch-christliche Bausteine, so bestellen die Forschungen überwiegend ein religionskritisches, auch bibelkritisches Feld. Der herkömmliche Glaube, gestützt auf viele Bibelstellen, sei – von einigen «positiven Anstößen» abgesehen – dem Thema Frau eher abträglich gewesen, habe Unterordnung, Dulden, Sich-Einfügen gelehrt. «Wie vormals gegen ihre Feinde muß sich die Kirche heute zuweilen vor ihren eigenen Kindern verteidigen. Hamlet, der seiner Mutter das Gewissen erforscht, ist die Rolle Tausender auf offener Szene, Zehntausender hinter den Kulissen geworden.» So Joseph Bernhart 1935, so die Lage heute.

Besonders wer heute über das Thema «Frau» schreibt und das Ganze in die Helle des Christentums stellt, gerät ohne weiteres Dazutun in die Abrechnung mit dem Christentum in einer unduldsamen, ja gehässigen Variante. Geschichte läßt sich herrlich ungeschichtlich unter den Leitlinien heutiger Emanzipation abfragen. Nicht ohne meine Vorurteile! Hier stehen die Väter in der Mutter Kirche, aber auch die gläubigen Frauen in der Männerkirche vor einem eigentümlichen Tribunal, das in den letzten Jahren scharf zu einer immer noch anschwellenden Kirchenschelte überging. Wer als Frau heute zur Kirche gehört, kann das nur «trotzdem» – meinen viele (auch Frauen). Kirche sei mega-out – meinen viele (auch Frauen).

Dabei bleibt jedoch – so die These – in der Regel die reiche, vielgesichtige Frauengeschichte auf der Strecke. Vor allem bleibt auf der Strecke, wie sich die Frauen der jüdisch-christlichen Lebenswelt selbst verstanden. Die gelebten, geglückten oder mißlungenen Leben werden nach dem ersten tatsächlichen Vergessen nun ein zweites mal auch theoretisch begraben.

HANNA-BARBARA GERL-FALKOVITZ, Jahrgang 1945, lehrt Religionsphilosophie an der Technischen Universität Dresden. Sie ist Mitherausgeberin dieser Zeitschrift.

Rilke wies in der Dritten Duineser Elegie hin auf «*die Väter, die wie Trümmer Gebirgs uns im Grunde beruhen, das trockene Flußbett einstiger Mütter, die ganze lautlose Landschaft*». Sofern unsere Zeit ihr kulturelles Gedächtnis verliert, ist es entscheidend, dieses Flußbett mit dem Strom des Geschehenen zu füllen, es gegen die massiv-unwirkliche Einebnung – die doch so wirksam ist – zu verlebendigen. Freilich war auch in der Frauenfrage die Kirche selbst ihr eigenes Problem. Anstelle des Leuchtfeuers, das sie in ihren Ursprungsschriften bei sich trägt, kennzeichnet manche Ereignisse und Aussagen ein zähes Widerstreben gegen die eigenen Frauen. Sehr wohl könnte die Kirche im Spiegel ihrer Testamente das Gesicht der Freiheit auftauchen sehen, ja den Freien selbst. Die Unterscheidung der wirklichen Emanzipation von der faulen Frucht der Willkür wird ihr niemand abnehmen. Nicht selten verschenkt und vergrämt sie aber in ihrer langen Geschichte die eigenen Erzeugnisse, denn Emanzipation ist ein altes christliches Erbe. Nur kam zuweilen der Mut abhanden, sich dieser eigenen Schätze, des eigenen Pulvers aus der Pulverkammer zu bedienen. So läuft heute ein Vorgang der Enterbung, der die Ergebnisse und Leistungen dieser christlichen Geschichte wie eine Beute unter sich verteilt, häufig auch nur mit deren Bruchstücken um sich wirft.

Trotzdem *bleiben* Frauen nicht nur – gerade noch – in der Kirche, viele *sind* in ihr und wollen in ihr sein, nicht am Rand, sondern in der Mitte. Und es wäre gut, es würde jenseits von Verteidigung und Angriff gelingen, die Gründe dafür aus der Sache heraus darzustellen. Sofern die Sache Bestand hat, bedarf sie keiner Verteidigung. Sie bedarf einer Augenöffnung, und auch diese soll sich im Folgenden nicht erstrangig auf Glaubensaussagen abstützen (die nicht alle teilen), sondern zunächst wird auf Geschichte, Daten, Erfahrungen, Grundlagen verwiesen.

Ein Blick in andere religiöse Kulturen: Die Asymmetrie der Geschlechter

Das schwierig gewordene Verhältnis Frau und Mann scheint zunächst ein Sonderproblem des 19. und 20. Jahrhunderts zu sein, mehr noch der Nachkriegsentwicklung seit 1945. Bei genauerer Betrachtung wird jedoch deutlich, daß die heutige Fragestellung nach Freiheit und Gleichheit der Frau mit dem Mann vielmehr ein moderner Ausschnitt aus einem auch sonst interkulturell und interreligiös nicht befriedigend gelösten Feld der Geschlechterzuordnung ist. Denn die Geschlechter *stehen in allen Kulturen und Religionen asymmetrisch zueinander*. Ihre Vorgaben und Aufgaben («Natur» und «Kultur») sind unterschiedlicher Art und daher *nicht austauschbar* aufeinander bezogen.

Drei solcher Zuordnungen von Mann und Frau lassen sich skizzieren. Sie treten durchgängig durch die bekannten Kulturen als Grundmuster auf;

ihre Entwicklung, aber auch Gleichzeitigkeit sind für den alteuropäischen Kulturraum (Mesopotamien, Ägypten, Griechenland, Rom) gut erforscht. Judentum und Christentum haben beide an den drei Grundmodellen Anteil, verändern aber jede der Zuordnungen in bedenkenswerter Weise. Die Darstellung dieser drei Zuordnungen schließt bereits ein tieferes Verständnis auf, da auch in diesem Fall die Geschichte nicht einfach «hinter» uns, sondern «in» uns liegt. Zu beachten ist, daß es sich um *Typologien* handelt: Nicht jede Frau und jeder Mann verhält sich im Einzelschicksal gleichermaßen.

Die Macht der Mütter. Typik der Fruchtbarkeit

Die Gleichsetzung von Frau = Mutter ist eine erste grundlegende kulturelle Konstante. Und hier setzt bereits die erste Asymmetrie ein: Der Mutterschaft entspricht kaum eine vergleichbare Vaterschaft, beides biologisch betrachtet. Im Lebensgefühl dieser frühen Zeit übernimmt die Frau als Fruchtbare (aber eben auch nur als Fruchtbare) eine bestimmende Aufgabe: Nur über die Geburten ist die Lebensfähigkeit eines Stammes zu erhalten. Unfruchtbare Frauen gelten daher in der Regel als verflucht. In der Mutter (oder auch in der Großen Mutter = Großmutter, die die Geburten überlebt hat) wird die geheimnisvolle Tatsache verehrt, ja als «göttlich» empfunden, daß die Frau das Leben aus sich heraus weitergibt. Lange Zeit hindurch ist der Vater – oder ein bestimmter Vater – wohl nicht einmal als zugehörige «andere Hälfte» im Bewußtsein, auf jeden Fall nicht in der Verantwortung für das Kind. Nicht selten findet sich die urtümliche Vorstellung, die Mutter empfangt das Kind von Naturkräften (durch den Wind als «Windsbraut», durch Wasser und Mond, durch Essen von Beeren oder Fisch), nicht von einem bestimmten Mann. In dieser naturhaft-autonom empfundenen Fruchtbarkeit der Frau ist auch die Wiedergeburt verankert: Es sind die Mütter, die die verstorbenen Mitglieder des Stammes zu neuem Leben erwecken (müssen). Ebenso weiblich betont ist die Verabschiedung in den Tod und das Versorgen oder Ernähren der Verstorbenen auch nach dem Tod.

In diesem «weiblichen» Netz von Leben und Tod sind die vielfachen religiösen Rituale angesiedelt, die gerade die Mütter «verwaltet» haben. Als Trägerin numinoser (=naturhaft göttlicher) Fruchtbarkeit garantiert die Gebälerin in den alten Kulturen das Leben der Sippe. So wirkt die Frau als Heilerin, Zauberin, Richterin (welche die Tabuverletzungen bestraft), als Weissagende, als Priesterin in der rituellen Erweckung der Fruchtbarkeit, als Flucherin und Töterin (häufig wird ein Kind, etwa die Erstgeburt, geopfert, was heißen will: dem numinosen Kreislauf der «heiligen Naturkräfte» zurückgegeben). Erschreckend für das heutige Bewußtsein sind in der Regel gerade die Fruchtbarkeitsriten, sofern sie entweder Tier- und Menschenopfer oder auch Sexualverkehr anonymen Art einschließen; dazu gehören

etwa jahreszeitliche «heilige Hochzeiten», Tempelprostitution, Verehrung von Genitalien als Gottheiten. Mit solchen Riten wurde (auch in Kanaan als dem Nachbarland Israels) die mütterlich-göttliche Fruchtbarkeit auf die Erde herabgerufen; das Göttliche war vielfach ausdrücklich sexuell besetzt und wurde im Geschlechtsakt verehrt.

»Mutterkulturen« bedeuten in der Regel allerdings keine moderne «politische» Wirksamkeit der Frau; «nach außen» repräsentieren meist Männer die Gruppe, nicht selten kraft der Verwandtschaft zu einer bestimmten hochrangigen Frau, bei der die Sippenverbindungen blutsmäßig zusammenlaufen.

*Die Frau als Rätsel des Mannes – der Mann als Löser der Frau.
Typik des Erotischen*

Die erotische Anziehung und das Werbungsspiel der Geschlechter ist ebenfalls interkulturell asymmetrisch angelegt. Wie die großen Geschlechtermythen wiederum quer durch die Religionen und Kulturen anschaulich schildern, stellt sich die Frau dem Mann als Rätsel und lockende Aufgabe dar, der Mann bietet sich ihr umgekehrt als Befreier («Freier») und Löser aus ihrer Abgeschlossenheit und Selbstgenügsamkeit an. Die Frau erscheint häufig passiv-abwartend, bei genauem Zusehen ist es aber sie, die einen hohen, sogar den höchsten Preis fordert, indem sie die Bedingungen für die Heirat setzt und den Mann zu (fast unerfüllbaren) Aufgaben anstachelt. In vielen Kulturen ist es freilich auch die Sippe, die den «Brautpreis» festlegt.

Wo die Kultur des Erotischen nicht zum bloßen Sexualgenuß oder zur männlichen Gewaltübung verkommen ist, wird sie also wesentlich von den Vorgaben, den Erwartungen, der Selbsteinschätzung der Frau bestimmt. Der Mann muß – so in den Urmythen – die von ihr gestellten Bedingungen des Wettkampfes erfüllen und darf nach deren Lösung nicht erneut «zu anderen Ufern» aufbrechen. Die Frau ist es, die den Mann herausfordert und lockt – eine ebenso bedrohliche wie beseligende Verheißung, die in der Weltliteratur als eigenartige, unentwirrbare Verflechtung der Geschlechter dargestellt wird: aufeinander angewiesen, kämpfen sie doch um die Macht. Frühe Mythen, etwa das Nibelungenlied oder die Artus-Erzählungen, enden nicht selten mit der Bluthochzeit: dem Sichfinden im Untergang, dem nichtbestandenem Wettbewerb. Kampf und Erlösung, beides gegenseitig gemeint, sind offen: Die Geschlechterbeziehung kennt Beispiele für tiefstes Gelingen wie Mißlingen.

Die Versuchung der Frau besteht darin, ihren Wert entweder zu hoch oder zu gering anzusetzen; die Versuchung des Mannes, den «Schatz im Acker» und «die einzige Perle» mit List zu erschleichen oder auf der Suche nach weiteren Perlen umherzuschweifen. Die Frau bedarf des Mannes zu

ihrer «Lösung», der Mann der Frau zu seiner «Bewährung»: eine polare, aber nicht austauschbare Zuordnung.

Der Mann als Mensch, die Frau als «die andere». Typik der Vaterkultur

«Vaterkulturen» oder Patriarchate sind auf einen Mann als Haupt und Vorstand einer Sippe bezogen, also keineswegs – wie häufig mißverstanden wird – auf jeden Mann, und sie bezeichnen auch nicht vorrangig die Qualität *biologischer* Vaterschaft. «Vater» wird vielmehr ein Rechtstitel. Neben der weiter bestehenden Betonung der Mutter als «innerer» Mitte des Stammeslebens und der Stammesethik bildet sich vom Zweistromland bis zum Mittelmeerraum (ähnlich auch in Indien und Fernost) der von den Müttern abgesetzte Aufgabenbereich des Vaters heraus.

Das Patriarchat ist knapp in vierfacher Hinsicht bestimmbar: Der «Vater» ist der Träger des Rechts. Vaterkulturen entwerfen die ersten *schriftlichen* Rechtssatzungen (Hammurabi, Minos, Lykurg, Solon, Mose) und regeln die Konflikte des Oberhauptes einer (Groß-)Familie mit einem anderen Oberhaupt. Die übrige Sippe, Frauen wie Männer und Kinder, kommt in diesem «Vaterrecht» nur mitverwaltet vor. Alle alteuropäischen Rechte sind in diesem Sinne für Männer und nicht für Frauen geschrieben. Die Frau ist durchaus Rechtsobjekt und wird als solches vom Mann vertreten, ist aber nicht mündiges Rechtssubjekt.

Zweitens ist der «Vater» kraft dieses Rechtes der Besitzer der Frau(en), Kinder, Sklaven, des Viehs, des Bodens etc. Aus dem Besitz erwächst auch seine Sorgspflicht. Andere Sippenmitglieder nehmen am Besitz teil, sofern ihnen die Nutzung übertragen wird.

Drittens folgt die religiöse Verpflichtung des «Vaters», die Familie in Gebet und Opfer kultisch zu vertreten. Er hält die Verbindung zu den Göttern aufrecht und hat die religiöse Verwaltung des Heiligen inne in der Kulthierarchie.

Schließlich ist der «Vater» Träger des Geistes, des Wissens, der Wissenschaft in all ihren Zweigen, eingeschlossen die Künste und die Literatur. Den Vaterkulturen ist seit der «Achszeit» um 800 bis 500 v. Chr. die «Entdeckung» der Welt des Geistes und der Naturgesetzmäßigkeiten (Astronomie) im Sinne von rationalem Ursache-Folge-Denken zuzuschreiben. Die Griechen faßten dieses zielgerichtete Vermögen in das Wort *ménis* = Absicht, Mut, Zorn, Wissen, wovon sich die lateinische *mens* und das deutsche Wort Mensch = Mann herleiten. Viele europäische Sprachen kennen überhaupt nur ein gemeinsames Wort für Mensch und Mann (*l'homme, man*), während für die Frau andere Herleitungen gelten.

In der Vaterwelt steht also der «Vater» für den Bereich des Denkens und für die Eindeutigkeit des Rechts: Was er abgrenzt und festlegt, ist gültig.

Die Frau rückt auf die Seite des Verhüllten, bis in die Mode hinein: Der Schleier, das Verbinden der Mundpartie beim Verlassen des Hauses, das Ausgehen nur unter Begleitung und so fort sind Zeichen dieser Entwicklung. Im Haus bleibt sie für Haushalt und Kinder zuständig, oft mit mehreren Frauen zusammen; ansonsten ist sie Besitz des Mannes. Dies hat auch, vielleicht sogar erstrangig, Schutzfunktion, hat sich aber auf die Dauer zu einem deutlich spürbaren einseitigen Übergewicht der männlichen Rechte über die Recht-Losigkeit und von daher Minderstellung der Frau ausgewachsen. Im römischen Recht beispielsweise «adoptiert» der Vater in einem Rechtsakt das Neugeborene, wenn er es aufziehen will, im anderen Fall wird es ausgesetzt. Im mosaischen wie im islamischen Scheidungsrecht kann der Mann die Frau vor Zeugen entlassen – in beiden Fällen bleibt die Frau unbefragt. Dies gilt in vielen Abwandlungen für die meisten alten Kulturen, während daneben – für unseren Blick verwirrend – durchaus Züge der erwähnten Mutterkultur mitlaufen. Grundsätzlich gilt aber, daß die Frau als Gebälerin der «Innenseite» der Familie zugeordnet bleibt und vom Mann in allen öffentlichen Belangen mitvertreten wird.

Aus diesen Gründen bleiben Frauen im Patriarchat zumeist «unsichtbar», was heißen will, daß sie selten eine Selbstdarstellung, noch seltener den rechtlichen, finanziellen und lebensmäßigen Selbststand kennen. Ob es gerechtfertigt ist, deswegen von einem «Leben aus zweiter Hand» zu sprechen, «nur» als Frau von, Mutter von, Tochter von, ist damit noch nicht beantwortet. Jedenfalls suchte in den letzten Jahrzehnten die Frauenforschung in großer Breite nach der unsichtbaren «Frauengeschichte», nicht nur der wenig aufgeschriebenen, sondern vor allem jener Geschichte, die «hinter die kanonisierten Texte» auf Bilder, Kunstwerke, mündliche Überlieferungen, Bräuche zurückgreifen kann. Dieser reiche Strang der gemeinsamen Geschichte lief bisher vorwiegend auf der «unbeleuchteten Rückseite» mit.

*Menschlichkeit und Göttlichkeit beider Geschlechter.
Der jüdisch-christliche Entwurf*

Judentum und Christentum haben an diesen – spannungsreich nebeneinander zu beobachtenden Strukturen – Anteil, sofern diese den vorfindlichen geschichtlichen Boden des Vorderen Orients und Alteuropas bilden. Zugleich verändert die jüdisch-christliche Tradition diesen Boden entscheidend in Richtung auf die Personalität beider Geschlechter, was heißen will: auf eine Konzeption des Menschlichen hin, das von Gott selbst durchdrungen ist. Die neu erwachte Suche nach «Frauengeschichte» bezieht auch die Frauengestalten des Alten und des Neuen Bundes ein.

Notwendige Erinnerungen: Frauen im Alten Testament

Der Grundimpuls gleicher Menschlichkeit geht bereits von der Genesis (1,26ff) aus: «Er schuf den Menschen nach Seinem Ebenbild. Als Mann und Frau schuf er sie.» Zugleich betrachtet Israel die Verknüpfung der Gottheit mit einem bestimmten Geschlecht oder sogar mit dem Geschlechtsakt selbst als Götzendienst: Baal, der die «Mutter Erde» im Frühlingsregen in «heiliger Hochzeit» befruchtet, ist ein Götze, desgleichen die vielnamigen Astarten oder Fruchtbarkeitsgöttinnen, gegen welche die Propheten weherufen. Die Schöpfungsgeschichte erklärt beide Geschlechter aus mehr als sexueller, nämlich ursprünglich «göttlicher» Qualität. Dies hebt das Judentum aus den umgebenden Religionen Kanaans oder des Zweistromlandes oder auch Ägyptens bereits entscheidend heraus.

Der Fortpflanzung gemäß ist der herausragende soziale Aufgabenbereich der Frau als Mutter weiterhin festgelegt; für die meisten Frauengestalten des Alten Testaments gelten der Wunsch und die Notwendigkeit, Kinder vorzuweisen. Doch das Erstaunliche ist: In einer durchgängigen Erzähllinie bleiben gerade wichtige Frauen unfruchtbar; sie erhalten aber wider Erwarten, *gegen die Natur*, von Gott selbst ein Kind – so Sarah, Rachel, Hannah, auch Elisabeth an der Schwelle des Neuen Bundes. Damit ist das Muttersein aus einem geheimnisvoll magischen Vorgang, den die Frau herbeizurufen, ja zu bannen hat, in ein freies Eingreifen Gottes und in den dazu nötigen Glaubensakt (nicht mehr Naturakt) der Frau übergegangen. Auch das Kind ist nicht mehr ihr Besitz, nicht Habe, sondern Gabe; es wird zum Kind einer Verheißung und Gott gehörig = frei. Das gilt selbst für Hagar, die von Sarah benutzte und auch mißbrauchte Sklavin, deren Sohn Ismael zweimal durch Jahwe vom Tode gerettet wird und sie mit ihm, weil Er auf sie beide seine Verheißung gelegt hatte. Im Falle der Ruth fallen Verheißung und freie Wahl Gottes sogar auf eine andersgläubige Moabiterin, die in die Stammlinie Davids und damit des Messias selbst einrückt – eine Erwählung gegen alle Wahrscheinlichkeit, gegen die biologischen und kulturellen Voraussetzungen, ja selbst gegen die religiöse Herkunft.

An der Gestalt der Richterin Deborah (Ri 4 und 5) – ähnlich wie an Judith, Esther und den Prophetinnen Mirjam und Hulda – wird über das Muttersein hinaus der Zug der politisch handelnden Frau erkennbar. Sofern die männliche Führung Israels versagte und sich als kraftlos erwies, sandte Gott seinem Volk Frauen, die mit Stolz, List oder unter Todesgefahr das Überleben des eigenen Stammes sicherten. Im Fall von Judith handelt es sich um eine sinnbildliche, weniger um eine geschichtliche Gestalt: Sie köpft den Feind Holofernes, andernfalls das eigene Volk getötet worden wäre – die Männer erschlagen, die Frauen sexuell und sklavisch vernutzt. Entscheidend ist an solchen Aussagen, daß diese Frauen in drängender Not über ihre sonst zugebilligte Natur hinaus göttlich inspiriert handeln.

So ist die Frau bereits im Judentum dem Geist zugeordnet; es gibt dort Richterinnen, politische Führerinnen, Prophetinnen, aber keine Tempelprostitution, welche die Frau mit der sexuell vorgestellten Göttin gleichsetzt und die Tempeldienerinnen als Sexualreiz nutzt.

Gleichwohl ist Israels Erfahrung von Gott zutiefst von weiblichen und männlichen Zügen durchdrungen, obwohl Israel die Verwechslung Jahwes mit den sexuell-triebhaften Muttergottheiten streng abweist. Besonders in den Aussagen der Propheten Isaia und Hosea (11,1-9) bleibt Gott seinem Volke mütterlich-zärtlich nahe: in den Bildern einer stillenden Frau, der Mutter, die in Geburtswehen liegt, der Mutter, die ihres Kindleins nicht vergißt. Das sind Bilder, Hinweise auf Gottes unbildliches Antlitz; die Offenbarung hat sie ebenso freimütig gewählt wie die Bilder des Vaters, des Königs, des sieghaften Helden und unbestechlichen Richters. Gerade in den letzten Jahren sind die lang übermalten Bilder des Trostes, der unsäglichen Erbarmung, des mütterlichen Niemals-Aufgebens neu freigelegt worden, zusammen mit der «ruach», dem göttlichen Geist, und der «chokma», der göttlichen Weisheit, die beide weibliche Konturen tragen.

Für die Frömmigkeit bedeutet dies: Das Bilderverbot des Alten Testaments betrifft tatsächlich nur die *Götzenbilder*. Jahwe läßt sich aber sehr wohl im Antlitz der Frau, im Antlitz des Mannes, seiner beiden Eben-Bilder, erkennen und in deren Lebenswelt wiederfinden. Und obwohl die «Verwaltung des Heiligen» in Opferritus und Tempelkult eindeutig den Männern des Stammes Levi übertragen ist, kann jeder und jede das Ohr Gottes unmittelbar erreichen. Auch außerhalb des Tempels «hört Er das Schreien des Armen», wer immer es sei, zu jeder Stunde, an jedem Ort, in jeder auch ungefügten Sprache. Und was im interreligiösen Vergleich ebenfalls außergewöhnlich ist: Viele Religionen kennen aufwendige, abgestufte Vorgehen durch Mittel und Mittler, um der Gottheit überhaupt nahezukommen. Aber im Judentum ist Gott unmittelbar zur Frau wie zum Mann. Anstelle der Opfer tritt «das zerknirschte Herz» (Ps 50).

Freisetzungen: Frauen im Neuen Testament

Beim Auftreten Jesu war Israel eine römische Provinz, stand also unter dem jüdischen wie römischen Vaterrecht und zugleich unter einer Fülle religiöser Gesetze, die zum Teil geschlechtsspezifisch waren wie die Reinigungsgesetze des Mose. Liest man die Evangelien zunächst nur als Geschichtsdokumente, so läßt sich herausarbeiten: Jesus hat einige den Rahmen sprengende Forderungen oder Verhaltensweisen gelebt, die die damalige Lebenswelt außer Kraft setzten. Dennoch sollte man sich vor der zeitgenössischen Versuchung hüten, Jesus wegen seiner «Nonchalance» gegenüber Frauen zum besonderen «Frauenfreund» zu stilisieren. Frauen sind kein

«Biotop» im Evangelium. Vielmehr gründet Jesus seine Forderungen auf ein «Ohr, das hört» – und dies kann jedem, unabhängig von Stand, Geschlecht, Ausbildung, Klasse zukommen. Als Gegenbeispiel: In den asiatischen Wiedergeburtstheorien gebührt der Frau nur ein niedrigerer Rang in der Abfolge der Inkarnationen; sie muß auf jeden Fall als Mann wiedergeboren werden, um den endgültigen Absprung aus dem Irdischen vollbringen zu können.

Umgekehrt werden jedoch in den Evangelien die Frauen gerade in ihrer Personalität angesprochen. In sechsfacher Weise verläßt, ja verletzt Jesus die geltende Lebenswelt:

1. Für beide Geschlechter gilt der Ruf nach Umkehr und die Nähe des Gottesreiches, und zwar ununterschieden. Frauen wie Männer sind daher von Anfang an in seinem Kreis (Lk 8) und begleiten ihn, was für Frauen höchst ungewöhnlich ist.
2. Kult-Tabus wie Unreinheit der Frau werden nicht mehr beachtet, so bei der Begegnung mit der blutflüssigen Frau.
3. Bestimmte Sünden sind nicht vorrangig an ein Geschlecht geheftet, so bei der Szene mit der Ehebrecherin oder der namenlosen Frau am Jakobsbrunnen. Überhaupt greifen die geschlechtlichen und leiblichen Sünden weniger tief als die Sünde «wider den Heiligen Geist».
4. Hiesige Macht, besonders in der bekannten Form männlicher Herrschaft, wird erschüttert. Jesus dient an seinem letzten Abend wie ein Sklave bei der Fußwaschung, bevor er die Jünger als seine Sachwalter einsetzt: Amt ist Dienst, ist Umkehrung des gewohnten Oben und Unten.
5. Zeitweilig wird der Besitz verlassen – Familie, Haus, Äcker –, wenn dies die Nähe des Gottesreiches stört. Alles wird freilich nach dem Versprechen Jesu «hundertfach» zurückerstattet. Damit sind die üblichen Bindungen zurückgestellt, auch für die Frau. Tatsächlich begleiteten ihn zeitweise auch Ehefrauen, so Johanna von Chusa, die Frau eines Beamten des Herodes (Lk 8).
6. In den drei Jahren der Wanderschaft Jesu sind die üblichen Aufgaben der Frauen = Jüngerinnen außer Kraft gesetzt: Weder Haushalt noch Kinder noch sonstige Sippenverpflichtungen stehen im Vordergrund. Von daher bildet sich bereits für die frühe Kirche eine doppelte Lebensform aus: die unverheiratete Jungfrau oder Witwe und die verheiratete Ehefrau, die allerdings nicht mehr als einseitiger «Besitz» des Mannes angesehen wurde; Paulus bezeichnet vielmehr die Gatten als gegenseitigen «Besitz». Auf der Seite des Mannes entspricht dies dem unverheirateten Mann («um des Himmelreiches willen») und der Herausbildung der Mönchskultur mit den evangelischen Räten Armut, Keuschheit und Gehorsam, die gleichermaßen für beide Geschlechter gelten können.

Schließlich tritt in den Evangelien, besonders bei Johannes und Markus, die ausnehmende Zeugenschaft der Frauen hervor, obwohl sie nach geltendem

Recht keine Verbindlichkeit besaßen. Frauen sind jedoch die vorrangigen Zeugen des Todes und der Grablegung Jesu und sogar zunächst ausschließlich des Auferstandenen. Das Neue Testament zeichnet dabei die Gestalt der Maria von Magdala, der «Urapostolin» oder «Urzeugin», kraftvoll aus. Martha von Bethanien verdankt sich das erste Credo an den Messias (Jo 11,27), ebenso wie das Gespräch mit der Frau am Jakobsbrunnen bis dahin unerhörte theologische Aussagen Jesu hervorholt (Jo 4,7-30). Überhaupt ist Johannes der Evangelist, der seine Aufzeichnungen wesentlich auf Handlungen und Aussagen von Frauen abstützt, so auf die Mutter Jesu bei der Hochzeit von Kana (Jo 2,1-11). Maria ist ohnehin die ausdrückliche Erbin der alttestamentlichen Verheißungen, schon im *Magnificat* (Lk 2); sie teilt in menschlich anrührenden Schwierigkeiten den harten Weg ihres Sohnes und bleibt bis in den Pfingstbericht hinein bei seiner Gruppe, übernimmt nach dem Auftrag des sterbenden Jesus auch die Mutterschaft für seinen Lieblingsjünger und überträgt für die ganze Kirche.

Die Umsetzung im Christentum

Jahrhunderte mühen sich nun um die Nachzeichnung dieses unausschöpflichen Beispiels Jesu, ob es nun wortlos oder worthaft war. Und so kommt es tatsächlich zu einer Art irdisch-geschichtlichen Wunders im Christentum. Paulus hat es als erster formuliert; das Zitat mag vielleicht übernutzt sein, ist aber doch in seinem geradezu revolutionären Gehalt noch nicht ausgeschöpft: «Es ist nicht Jude nicht Grieche, nicht Sklave nicht Freier, nicht Mann nicht Frau, alle seid Ihr eins in Christus» (Gal 3,28). Die handgreifliche Welt der Unterschiede aller zu allen tritt zurück. Von keiner der alten Philosophenschulen sind solche Sätze auch nur annähernd ausgesprochen worden. Wenn man über diese unsterbliche, in der ganzen Antike, auch bei Sokrates nie gehörte Botschaft nachdenkt, so war auch die berühmte Erklärung der Menschenrechte nur ein Neusingen dieser urchristlichen Melodie. Diese unerhörte Melodie ist das Konzept der freien Person, unabhängig von Geschlecht, Bildung, Rang und Würden, Volk und Rasse, Können, Nichtkönnen. Dies hat das Christentum vom Start weg über die spätantiken Religionen hinauskatapultiert, hat es als Sprengsatz in die Geschichte eingebaut: als Sprengsatz der vielerlei religiösen Vorbehalte, wer zu welchem Gott hinzutreten dürfe, wer überhaupt kultfähig, wer letztlich ein Mensch sei.

Zweifellos fanden sich Frauen in den früheren magisch-mythischen Kulturen wie in den späteren Vater-Kulturen «ingeräumt»: als Fruchtbarkeitssymbol, als Gebälerin, als Sexualreiz, als Dienerin und gefügiger Besitz... In manchen dieser Zuordnungen steckte unterschwellige Macht, in vielen, oft gleichzeitig, Zählung und Brechung des Weiblichen. In keinem

Lebensentwurf aber ging es, konnte es gehen um Freiheit. Wenn Griechenland von *eleutheria* redete, so meinte dies ausschließlich die Freiheit weniger Männer, die weder Sklave noch Weib noch Barbar waren. Und nur ein solcher Mann war Mensch, der größere Rest war Nicht-Mensch. Wenn aber Paulus von Freiheit spricht, meint er die alle einschließende Freiheit. Erlösung heißt hier präzise die Lösung von der Macht der Ungleichheit.

Und es waren die Frauen, die den Geruch vom Ende der Sklaverei, auch der religiösen Sklaverei schnell erfaßten. Was heißen soll, daß die Frau aus der gewohnten leiblichen Mitgift und dem daraus abgeleiteten Nutzen und der Übernutzung freigesetzt wurde: aus dem Nutzen als Sexualobjekt, als Gegenstand irritierender Faszination, als fruchtbare Gebäerin möglichst vieler Kinder, als magische Verwalterin lebendiger und tötender Kräfte des Unbewußten, als Dienerin und Unterworfen-Willenlose, als Kultsymbol ohne eigene Züge (wie in den Fruchtbarkeitsriten) – in jedem Fall als Wesen ohne eigene Individualität und Freiheit des Selbstseins. Zur Eigenständigkeit und Personalität der Christin gehörten weder mehr einfach das Mutterdasein noch der Triebbereich des Geschlechtes und seiner magisch-unbewußten Macht noch die bloße Arbeitsvernutzung, sondern jener «eigene Name», von dem die Apokalypse spricht und der paulinisch nicht weniger deutlich «die Freiheit der Kinder Gottes» heißt.

Ein solches Begreifen war durch den Alten Bund vorbereitet und läßt sich geschichtlich dingfest machen: Zu vielen Tausenden bekehrten sich Heidinnen der hellenistischen Welt zum Judentum. Denn es bot zu dieser Zeit Zuflucht für Frauen; dort suchten sie Würde und Freiheit. Noch einmal: Im Alten Testament gibt es keine Fruchtbarkeitsgöttinnen, keine Tempel-Prostitution, sondern Prophetinnen, Richterinnen, Mütter des Glaubens. Und das Christentum begann seinen siegreichen Zug von den neujüdischen Gemeinden im Ostteil des römischen Reiches aus. Frauen waren dort der zahlenmäßig größte Teil; ihre herausragende Mithilfe bei der Befestigung des Christentums ist bezeugt durch die berühmte Namensliste des Paulus am Ende seines Römerbriefs. Ja es scheint, daß das junge Christentum in den ersten Jahrhunderten einen ungeheuren Zulauf von Frauen hatte, weil es nämlich die Lebensform der unabhängigen Frau, als Jungfrau oder Witwe, entwickelte, sehr im Unterschied zu den vielerlei Rechtlosigkeiten der spätantiken Ehefrau, von den Sklavinnen ganz zu schweigen. Der bekannt mißgünstige Kritiker des Christentums Celsus schreibt im 2. Jahrhundert voll zeitüblicher Verachtung: «Dementsprechend spielt sich auch die christliche Predigt im Untergeschoß des sozialen Lebens ab: in den Frauenkemenaten, den Schusterwerkstätten und den Walkereien.» Der außergewöhnliche Zulauf selbständiger Frauen führte bereits im 1. Jahrhundert dazu, daß die jungen Gemeinden offenbar zu wenig Geburten aufwiesen, weswegen die Christinnen erneut darauf verpflichtet werden: «Die

Frau wirkt aber ihr Heil durch Kindergebären» (1 Tim 2,15). Das heißt aber, gegengelesen, daß die Christinnen von Anfang an sich unter dem neuen Zeichen der Personalität einfanden, und Personalität bedeutet wesentlich Eigenstand.

Diese Selbstverständlichkeit zieht sich durch die 2000jährige Geschichte kirchlichen Wachstums. Natürlich liegt deswegen nicht einfach ein goldenes Zeitalter vor Augen. Aber eine vorher undenkbbare soziale Dynamik brachte eine christliche «Frauengeschichte» hervor, die freilich keineswegs schon geschrieben oder hinreichend im heutigen Bewußtsein gegenwärtig ist. Durch alle europäischen Jahrhunderte finden sich Frauen (die große Caterina von Siena!), die sich auf nichts als ihre Geistbegabung und Sendung berufen; besonders erwähnenswert sind die Klöster, denen reiche Lebensformen der selbständigen und gebildeten Frau entspringen. Gerade hier zeigt das Eindringen in die Geschichte weit mehr weibliche «Selbstverwirklichung», als mit der Blickeinengung des 19. und 20. Jahrhunderts wahrgenommen wird und überhaupt möglich erscheint.

Nun wird an dieser Stelle Einspruch laut, sogar notwendig. Mittlerweile ist fast buchhalterisch aufgelistet, wie die christlichen Gesellschaften ihrerseits an der Unterordnung der Frau feilten, gedanklich wie praktisch. Auch bei einer nur beiläufigen Kenntnis der abendländischen Kulturgeschichte steigt fast von selbst die gegenteilige Erfahrung hoch: die Nötigung der Christin zum Schweigen, ihre – wie aus anderen Kulturen bekannte – Einräumung ins Innere des Hauses, ihre erforderliche Konzentration auf besondere Tugenden als da sind Demut, Gehorsam, Selbstlosigkeit bis zur Selbstverleugnung. Umgekehrt wird dem Mann mehr und anderes zugeschrieben: die Stellung als Haupt in der Familie, Amtsfähigkeit (übrigens nicht ausschließlich), Rechtsträger, «Besitzer» seines Haushalts mit Schutzverpflichtung. Augustinus nannte den Mann in Seele und Leib das Abbild Gottes, die Frau nur in ihrer Seele – der Leib war vom Phänomen her wohl zu stark mit Irdischem besetzt. Dies war eine wesentlich *neuplatonische* Mitgift für die christliche Anthropologie des Mittelalters.

So sehen Anthropologie und Alltags- wie Rechts-Praxis des Abendlandes vielfach anders aus als im Alten und Neuen Testament theoretisch grundgelegt. Das liegt auch an den Missionierungswellen, die immer wieder anders geprägte heidnische Denkwelten einbezogen und christlich bearbeiten mußten: etwa die Griechen und Römer, die Germanen und Slawen. So hat sich in den letzten Jahren ein Verdacht ins Glaubensgefühl geschlichen, der von nicht wenigen herausfordernd geäußert, von anderen eher unbehaglich empfunden wird: Verbaut unsere jüdisch-christliche Herkunft am Ende eine wirklich neue Geschlechterbeziehung? Irritierend gegenwärtig sind zudem andere Modelle: etwa die verbreitete Auffassung, daß erst die Renaissance und letztlich die Aufklärung auch für die Frau die strahlende

Vision von freier und vernünftiger Menschlichkeit geschaffen hätten – im Gegenzug gegen christliches Dunkelkammerdasein. Aber nicht nur von der selbstbewußten Neuzeit, auch von «rückwärts» wird die jüdisch-christliche Welt bedrängt. Die gegenwärtige Frauenforschung hat ein fast neues Gebiet eröffnet, das Studium «matriarchaler» Kulturen, worin die Göttinnen selbstverständlich und die Aufgabenbereiche der Frau vielfältig, fremd, anziehend anders sind. Zahlreiche Frauengruppen glauben, im Blick auf diese «einstigen Mütter» endlich ihr verlorenes Pantheon, den Raum eigener «weiblicher Kraft» zu finden.

Diese «Bedrängnisse» des Christentums, von innen wie von außen, sind ernst zu nehmen. Warum lehrte Teresa von Avila im 16. Jahrhundert ihre Schwestern ein Dankgebet, weil sie ins Kloster und nicht in die Ehe berufen seien, wo sie doch nur geschlagen würden? Warum hatte Tertullian die Frauen zum Einfallstor der Sünde erklärt? Warum wurde Mary Ward im 17. Jahrhundert mit ihrem genialen Konzept der Mädchenbildung aus geistlichem Munde daran erinnert, daß sie ja doch «nur eine Frau» sei? Oder prüft man nur die letzten 100 Jahre kirchlicher Aussagen über die Frau, und zwar *quer durch die Konfessionen*, so findet sich allenthalben der Tenor einer deutlichen Aufgabenscheidung von Mann wie Frau mit selbstverständlicher weiblicher Unterordnung gekoppelt.

Die späte Aufrechnung solcher Tatsachen ereilt uns heute massiv. So massiv, daß die Hauptwahrheit außer Blick gerät: Erst im jüdisch-christlichen Kulturraum vollzog sich die Menschwerdung der Frau (und die Menschwerdung des Mannes, was ein anderes ungeschriebenes Kapitel ist). Von Paulus lernt man, was Personalität heißt, vor und über aller Biologie, vor und über aller kulturgeschichtlichen Einebnung des göttlichen Entwurfes vom Menschen. Seit dem Spätmittelalter, verstärkt seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wird in Europa die Frauenfrage auch gesellschaftlich wirksam. Und es ist bezeichnend, daß tatsächlich nur in Europa eine solche «Querelle des femmes» stattfinden konnte – Frucht des jüdisch-christlichen Gleichheitsimpulses.

Es gibt keinen rechten Sinn, zum Gegenbeweis auf die Kulturen der Mutter-Göttinnen zu verweisen: sind sie doch Symbole des Anonym-Fruchtbaren, der antlitzlosen Vervielfältigung. Und Göttinnen sagen noch nichts über den konkreten sozialen Rang der Frau aus. Wenn überhaupt, dann sprechen sie gegen ihn. Tatsächlich trifft die matriachale Forschung sogar eher auf «unmodische» Überraschungen, zum Beispiel auf die Ausgrenzung der Frauen gerade in Kulturen der Tempelprostitution. Freilich gibt es die Macht der weiblichen Fruchtbarkeit, den Zauber des Geschlechtes: so gesehen ist die Frau jedoch eine Funktion ihres Unterleibs. Wie übrigens nicht wenige der alten «Venus»-Statuetten einen ausladenden Leib, aber nur eine Andeutung von Kopf aufweisen, und wie fast alle Namen

für Weib (*gyne, femina, woman*) vom Genitalbereich abgeleitet sind. Im klassischen China war eine Frau für die Kinder, eine zweite für die ausgefeilte Technik der Liebe und eine dritte für Schönheit und Geist (zum Vorzeigen in der Gesellschaft) zuständig – eine dreifache Aufspaltung des Phänomens Frau in seine «verwertbaren» Teile.

Aber: Der jüdisch-christliche Grundsatz gleicher Menschlichkeit von Frau wie Mann bleibt in der Kirchengeschichte nicht vergessen. Beider Würde ist in Gott begründet, nicht mehr in einer Naturkraft oder einem Sippenzweck. Übrigens boten die Frauenklöster erstmals in Breite die Öffnung zu geistiger Betätigung und mitunter auch rechtlicher Unabhängigkeit – ein noch kaum ausgeschöpftes Kapitel der Frauengeschichte. Aber auch wo die Christin Mutter war, Gattin oder Hausfrau, war nicht mehr die magisch-mythische Bedeutung solcher Lebensformen vorrangig – auch hier ist sie *zuerst* Person, zuerst sie selbst und frei, ihre zuwachsenden Aufgaben sind nicht Zweck ihres Daseins, sondern von ihrem in sich sinnvollen Dasein her erhellt und durchleuchtet. Dieser mühsam gegen den Zeitgeist (und die einleuchtenden Funktionen) festgehaltene Gedanke läuft als Zündschnur durch die abendländische Geistesgeschichte mit, auch gegen sie selbst. Und von dorthin bildete sich keineswegs auf einen Schlag, aber beharrlich in immer neue und anders gepolte Kulturen eingepflanzt, das Bewußtsein von der Frau als Mensch heraus. Diese mühevoll, sich langsam ausformende Dynamik brauchte Jahrhunderte, bis sie sich aus der nur religiösen Sphäre auch in der Gesellschaft, der Politik, dem Recht, den Wissenschaften, dem Alltagsleben zu Wort meldete.

Erstmals der Schöpfungsbericht, viel später dann die Worte Jesu haben den Eigenstand, die aus sich selbst aufsteigende Würde der Frau konzipiert. Ihre Freiheit ist nur in Gott begründet, nicht in einer Naturkraft oder einem Sippenzweck. Aufgrund solcher wesentlich theologischer Einsichten erwächst das christliche Verständnis von der Person = Selbstand = Freiheit = Selbstbesitz. Die spätere Formulierung der Menschenrechte, die Parolen der Französischen Revolution, ja selbst die Forderungen der Frauenbewegung seit dem 19. Jahrhundert sind in dieser Weise nur innerhalb des europäischen Kulturraumes ausgesprochen worden; sie sind Blätter aus dem jüdisch-christlichen Buch, möglicherweise herausgerissen und zur Hälfte verfälscht, aber ihrem (häufig vergessenen) einzigartigen Ursprung eindeutig zuzuordnen. Und von der Bibel her bildete sich keineswegs auf einen Schlag, aber beharrlich in immer neue und anders gepolte Kulturen eingepflanzt, das Bewußtsein von der Frau als Mensch heraus. Sogar und vielleicht ausschließlich verdankt sich auch der gegenwärtige Feminismus dieser beharrlichen Botschaft. Es gibt keinen *ursprünglichen* Feminismus im außer-europäischen bzw. außerchristlichen Kulturraum. Daher sollte man die wirklichen «einstigen Mütter» (und Väter) dieser Botschaft dort suchen, wo sie

gründen: in der mühevollen, sich langsam ausformenden Dynamik der Offenbarung – nicht außerhalb und in der «blauen Ferne», in die man hinaus-träumt, was man im eigenen Hause verlegt oder aus den Augen verloren hat.

(Post-)feministische Entwicklungen

Mittlerweile haben sich Frauen mit Recht Freiheit und Gleichheit erkämpft – im säkularen Nachhall der Genesis-Botschaft von der paradiesischen Ausstattung beider Geschlechter mit gleichem Wert vor Gott, Freiheit zur Welt. Freilich stehen auch diese erkämpften Ideale heute unter der Gefahr, «wie ein Raub festgehalten zu werden», das heißt, sie nicht aus ihrer Gesamtwahrheit zu verstehen, die spannungsvoller, gegensatzbestimmter ist: Gleichheit *und* Unterschied, Freiheit *und* gegebene Anlagen, Haltung *und* Gehaltensein aus den jeweiligen Vorgaben, aus der Leiblichkeit, der seelischen Mitgift, den geistigen Vermögen. Unterschied und Vorgaben werden aber heute entweder ideologisch ins Wort gebracht (*Frausein ist besser*) oder tapfer-trotzig abgegeben (*die Frau gibt es gar nicht*); es fehlt an der gelassenen Formulierung des Unterschieds, überhaupt am *gelassenen Unterschied*. Wer zur Frau nur *gemacht* ist, wie Simone de Beauvoir in «Das andere Geschlecht» 1949 klagte, kann kaum noch Frau *sein*. Andererseits: Wie könnte eine Frau sich noch einer Beziehung zu einem Mann erfreuen, wenn sie die umgekehrte Karte ausspielt, wie es die Weiblichkeitsideologie tut, nämlich: Frauen sind besser als Männer? Zum Beispiel «von Natur aus» friedlicher, harmonischer, ganzheitlicher? Wird dann die Zuwendung nicht ein caritativer oder auch richterlicher Akt, indem die Frau den Mann erst einmal auf ihre per Geschlecht von Mutter Natur gegebene Stufe «heben» muß?

Zu diesen widersprüchlichen Entwicklungen tritt ein völlig neuer Diskurs: die sex-gender-Debatte. Schon Sigmund Freud hatte die Differenz der Geschlechter bezweifelt: Wer den Schleier des Weiblichen lüfte, treffe auf das Nichts (des Unterschieds). Nach de Beauvoir sind nur noch *strukturelle* Fragen zugelassen: Wie wird man eine Frau?, aber keine *Wesensfragen* mehr: Was ist eine Frau?

Seit den 90er Jahren ist im Rahmen der feministischen Dekonstruktion neu, daß auch Sexualität nicht mehr gegeben, sondern konstruiert sei. Der Anstoß kam von Judith Butler (1990, dt. 1992): *sex* sei nichts anderes als *gender*. Das biologische Geschlecht (*sex*) sei nur als soziales oder kulturelles Geschlecht (*gender*) faßbar. Biologische Fakten seien rollenmäßig konnotiert, also bewertet; vorsprachliche «Fakten» gebe es nicht, da Sprache immer schon Interpretation liefere. Zweigeschlechtlichkeit sei damit eine Interpretation zur Durchsetzung von Rollen, in diesem Fall repressiver weiblicher Rollen.

Biologie ist damit verschwunden; Geschlecht wird nur soziologisch wahrgenommen. Die Kategorie «Mensch» bleibt als einzige nicht-repressive

zurück, denn jede Bipolarität transportiere (unterschwellig oder offen) die Repression einer Seite. Mit der «Rolle» kommen Theater-Metaphern ins Spiel: Das Ich sei eine «Maske» (Jane Flax), hinter der «nichts» sei als eine Selbstfiktion.

Mit der Aufhebung der Kategorie Geschlecht (als biologisches Faktum) werden zumindest theoretisch angezielt: Geschlechtswechsel, Geschlechtsindifferenz, Rollentausch bis zur weiblich/männlichen Rollenidentität, Homosexualität/Lesbentum (als Ausgang aus der «Zwangsheterosexualität», Monique Wittig), Körperlichkeit als androgyne und virtuelle Selbstinszenierung (operative oder künstlerische Umwandlung). Die «neue Weiblichkeit» polarisiert sich also nicht mehr gegenüber der «Männlichkeit», sondern unterläuft den Gegensatz «männlich» und «weiblich».

Im internationalen Feminismus wird die These vom Verschwinden der Natur in Kultur (oder der Biologie in Soziologie) bereits stark kritisiert. Sofern der Mensch nur ein gesellschaftliches, geschichtliches oder sprachliches Artefakt sei, bleibe er in fiktiven Bedeutungen gefangen. Lebensweltlich sei die Multivalenz von Geschlecht und offenem Rollenspiel identitätszerstörend. Drei hauptsächliche Argumente sind entwickelt: Leiblichkeit ist unhintergebar, denn Kultur ist immer Kultivierung von «etwas»; Bipolarität ist grundsätzlich nicht auszuschalten (weder sprachlich noch lebensweltlich noch biologisch); die politische Frauenbewegung verliert durch Leugnung der Leiblichkeit ihr Subjekt, nämlich die Frau. Damit ist gegen die «fließende Identität» eine kritische Aufwertung der Leiblichkeit zu beobachten.

(Kulturelle) Geschlechtsdifferenz wird teilweise zustimmend gesehen und nach heutigen Kriterien erweitert durch den kulturellen Feminismus (Cultural Feminism) von Carol Gilligan (1982). Geschichtlich und im interkulturellen Raum hätten Frauen eine Alternative zur Ethik der analytischen Medizin entwickelt. «to care of» bedeute eine kulturgeschichtlich wesentlich männlich geprägte Betreuung in objektiver Distanz unter dem Kriterium von «Gerechtigkeit» (z. B. in der Verteilung der Mittel), während «to care for» durch parteiliche Voreingenommenheit unter dem Kriterium der persönlichen Bedürfnisse (z. B. in Bevorteilung eines bestimmten Einzelfalls) bestimmt sei. Kulturgeschichtlich hätten Frauen die Ausprägung des zweiten Modells vollzogen («beneficence» gegen «justice») und damit ein Muster subjektiver und emotionaler Fürsorge für eine überschaubare Lebenswelt geschaffen. Diese kulturelle Leistung komme in der naturwissenschaftlich akzentuierten Lebenswelt durch Orientierung an Rationalität, Autonomie (von Arzt und Patient) und Gerechtigkeit zu kurz. Für Gilligan ist die weibliche Fürsorge ein Musterfall geschlechtsdifferenter Kultur, die es zu wahren gelte.

Andererseits ergibt sich in der Form neuer Religiosität auch eine besondere Spielart von Feminismus: der esoterisch-synkretistische Feminismus. Seit den 80er Jahren wollen Forschungen an die in der Kulturgeschichte

angeblich verborgene «geheime Macht» der Frauen/Mütter anknüpfen: in der Rekonstruktion von Matriarchaten, Mythologien, Hexenkult, Astrologie, Aktivierung des Unbewußten, positiver Leiberfahrung (bis zu wellness), die die Analogie von Leib und Kosmos aufgrund esoterischer Weisheitslehren herstellen will, aber auch durch neue Frauenliturgien und -feste. Frauen wird ein spezifisches Instinktwissen mit eigener «nicht-repressiver» Moral unterstellt, in größerer Einheit mit der «Mutter Natur» und allen Lebens- und Sterbensvorgängen, in Alternative zum «rational-spaltenden Verhalten» des Mannes; diese Vorstellung bildet die Grundlage für eine stark gefühlsbesetzte «feministische Ökologie».

Gleichheit oder Unterschied? – Gleichwertigkeit und Unterschied!

Im christlichen Verständnis ist die natürliche biologische Ergänzung und kulturelle Aufgabenteilung von Mann und Frau immer wieder unterlegt durch die grundsätzliche, «göttlich» verbürgte «Ebengeburts» der beiden, die das Antlitz des Höchsten ausgestaltet. Anstelle der mißleitenden formalen *Gleichheit* tritt daher christlich die *Gleichwertigkeit* beider. Mehr noch: Frau wie Mann sind auch für sich genommen ein Ganzes und nicht einfach «Hälfte». So bildet sich seit der Urkirche der Stand der unabhängigen Frau heraus, die weder Mutter noch erotisches Gegenüber noch dem Manne unterstellt ist: etwa in der ersten geschichtlichen «Selbstorganisation» von Frauen in den Orden. Klöster sind über die Jahrhunderte hinweg Orte weiblicher Bildung und Selbstbestimmung. Ebenso war die mühsame Durchsetzung der Einehe und ihrer Unauflöslichkeit ein entscheidender Schritt zur Gleichachtung von Frau und Mann. Die Unauflöslichkeit, die dem heutigen Lebensgefühl so schwierig geworden ist, betont im übrigen den Vorrang der gegenseitigen Liebe vor der Fruchtbarkeit: Auch unfruchtbare Ehen sind kein Scheidungsgrund. (Über dieser Frage kam es sogar zu der Abspaltung der anglikanischen Nationalkirche von Rom.) Auch im Eros und in der Mutterschaft tritt damit eine Kultivierung und Personalisierung ein: das Gattungswesen war austauschbar, die Person wird einmalig.

Diese gelungenen Strukturen weiblich-christlicher Lebenswelt sind leider im Bewußtsein der Frauen selbst verblaßt; vielfach ist in der Literatur eine einseitige «Kriminalgeschichte» anzutreffen, zu deren Überwindung es neuer sachhaltiger Anstrengungen bedarf. Neuere Impulse versuchen, gerade den Differenzfeminismus christlich zu begründen: in der Gottebenbildlichkeit beider Geschlechter, in der biblischen Personalisierung der Frau und in kirchengeschichtlich bedeutsamen weiblichen Biographien. Ziel ist die Rückgewinnung der männlichen und weiblichen Symbolik Gottes und die Sicherung einer als lebenswert und beziehungsreich erfahrenen Unterschiedenheit der Geschlechter (in Eros, Freundschaft und Elternschaft). Biblisch

begründete Anthropologie sucht Gleichwertigkeit wie Anderssein der Geschlechter religiös transparent zu halten, um sie nicht auf «Rollenkonstrukte» einzuengen. Während der Egalitätsfeminismus die weitgehende oder völlige Aufhebung der Geschlechtergrenzen thematisiert, sucht der Differenzfeminismus die eigenverantwortliche Entfaltung der Vorgaben, auch der Leiblichkeit und der kulturellen Leistungen, zu thematisieren. An die Stelle des gegensatzbetonten Geschlechterdenkens tritt für beide Richtungen eine vernunftbetonte, sich selbst Gestalt und Ziel gebende Subjektivität, die für Frau wie Mann gleichermaßen einzuholen ist. Der Differenzfeminismus geht dabei allerdings von vorhandenen natürlichen oder kulturell gewachsenen Strukturen aus, die das «Anderssein» der Frau zu einem «Eigensein» weiterdenken lassen, während der Egalitätsfeminismus das Frausein überhaupt indifferent unterläuft.

Die religiöse Deutung des Frauseins darf nicht in einen esoterischen Irrationalismus «heiliger Weiblichkeit» einmünden. Insgesamt erscheint die Frage noch nicht beantwortet, ob und wie Gleichwertigkeit *und* Differenz der Geschlechter theoretisch und lebensmäßig zu gestalten sind, ohne daß ein Geschlecht durchgängig dominant wird. Von daher wäre der christliche zweipolige Entwurf, der weder auf ein dominantes Frausein noch auf ein Androgyn noch auf ein Neutrum zielt, deutlicher ins Gespräch der Feminismen einzubeziehen; er gewänne dadurch seinerseits umgekehrt an Konkretion.

Dazu bedarf es eines Neuverständnisses vom Verhältnis Frau und Mann: *einer Neufassung der Asymmetrie der Geschlechter einerseits, der religiös begründeten Gleichwertigkeit andererseits*. Schwierig wird die Lösung deswegen, weil beides sein Recht hat. Beides muß zugelassen, das heißt aus der Sphäre von Anklage und Recht behalten herausgenommen werden. Gleichwertigkeit *und* Unterschied ausbilden heißt: den Unterschied leben dürfen und dabei nicht nach höherem oder geringerem Wert beurteilt werden. Dies scheint nach den Erfahrungen der Geschichte nur schwer gleichzeitig möglich, und trotzdem macht es auf die Länge der Geschichte die Aufgabe aus. Beide Schwerpunkte werden sich in rhythmischer Abfolge immer wieder verschieben und in ihrem Gewicht ablösen.

Nochmals die These: Der Unterschied zwischen Frau und Mann ist gerade seiner Asymmetrie wegen wichtig. Asymmetrie ist ein Gesetz des Lebendigen, und übrigens auch des Schönen. Ein vollkommener Kristall kann nicht wachsen, außer wenn er unregelmäßig ist. Alles, was lebendig ist, was der Entwicklung und reizvollen Antwort auf Neues fähig ist, besteht nicht aus symmetrischen Kräften, die einander genau die Waage halten. Es setzt sich vielmehr zusammen aus ungleichen Energien mit unterschiedlichem Antrieb und getrennten Aufgaben. Allerdings sind die Kräfte auf ein einheitliches Ziel hin zu versammeln, sonst brechen die Strebungen

aus dem Lebendig-Ganzen aus. So sind die Geschlechter einander asymmetrisch zugeordnet – und das macht den Reiz der Beziehung aus. Zu modischer Breite angewachsen ist heute ein ideologisch unterfüttertes Ausweichen vor dem anderen Geschlecht, seiner Zumutung durch Andersein. Männer flüchten sich zu Männern, Frauen zu Frauen. Homoerotik vermeidet die Zwei-Einheit aus Gegensatz, sie wünscht Zwei-Einheit aus Gleichem. Könnte über alle Morallehren hinweg, die doch wenig greifen, die alte Genesis-Vision erneuert werden, daß sich in dem Einlassen auf das *fremde* Geschlecht eine göttliche Spannung ausdrückt: die Lebendigkeit wirklichen Anderseins und die Freude asymmetrischer Gemeinschaft?

Die Suche nach der verlorenen Identität wird heute von Frauen vorangetrieben. Zu wünschen wäre, daß sie auf eine Einsicht stoßen, in welcher weder die gemeinsame Menschlichkeit noch die reizvolle Besonderung der Zweierheit auf der Strecke bleiben. Anders: eine Einsicht, worin Selbst und Sich-Ergänzen-Lassen zusammengehören. Das klingt freilich nach der Quadratur des Kreises. Im Unterschied zu früher sind aber diesmal die Komponenten klarer: Nicht muß der Efeu die Eiche umschlingen, nicht die Eiche den Efeu tragen, wie das eingängige Bild der Aufklärung für die männliche Eiche und den weiblichen Efeu lautete. Sich-Ergänzen-Lassen meint keineswegs bloße Angleichung und wechselseitigen Rollentausch. Rechts- und Chancengleichheit ist nicht Gleichheit der Lebenswelt und soll es auch nicht werden. Asymmetrie meint das Zulassen und Aushalten der genannten biologischen und kulturellgeschichtlichen Vorgaben, die ja letztlich Lebensspannungen sind. Allerdings heute mit neuen Balanceversuchen, ausgespannt zwischen dem lang Erprobten und dem Gegenüber neuer Möglichkeiten. Das scheint die unruhige Signatur unserer Epoche zu sein und vorderhand zu bleiben.

LITERATUR

- S. de Beauvoir, *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Hamburg 1952; J. Butler, *Gender Trouble*, 1990; *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt 1992; dies., *Bodies that matter*, New York 1993; J. Flax, *Thinking Fragments. Psychoanalysis, Feminism and Postmodernism in the Contemporary West*, Berkeley 1990; R. Giuliani, *Der übergangene Leib*, Freiburg 1994; S. Benhabib u.a., *Der Streit um Differenz, Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt 1995; Carol Gilligan, *In a Different Voice*, New York 1982. M. Ferguson, *Die sanfte Verschwörung*, München 1982; S. Colegrave, *Yin und Yang*, Frankfurt 1986; H. Göttner-Abendroth, *Matriachale Spiritualität*, in: J. Lott, *Sachkunde Religion II*, Stuttgart 1985; J. Sudbrack, *Neue Religiosität*, Mainz 1987; L. Irigaray, *Die Zeit der Differenz. Für eine friedliche Revolution*, Frankfurt 1991; E. Moltmann-Wendel, *Frauenbefreiung. Biblische und theologische Argumente*, München 1978; E. Gössmann (Hg.), *Archiv für philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung*, 7 Bde., München 1985ff; H.-B. Gerl, *Die bekannte Unbekannte. Frauen-Bilder in der Kultur- und Geistesgeschichte*, Mainz 3. Aufl. 1992; G. L. Müller (Hg.), *Frauen in der Kirche. Eigensein und Mitverantwortung*, Würzburg 2¹⁹⁹⁹; M. Schumacher (Hg.), *Femmes dans le Christ. Vers un nouveau féminisme*, Fribourg 2002.